



Aufgabe: Welt erklären

Die von uns vorgegebenen Themen waren gross, dafür der Textumfang klein. Wie die 6. Klasse des Literargymnasiums Rämibühl in Zürich die Dinge sieht.

1

Pandemie

Von Lucas Gächter

Hey Liebe*r Leser*in, ich mache dies nicht aus Leidenschaft. Unter all meinen Mitschülern bin ich wohl negativ aufgefallen. Ich schreibe nämlich jetzt den Text zur Pandemie. Da ich weder Virologe noch Anwalt bin, mache ich das Nächstseriöseste, was man machen kann, um seine Meinung zur Corona-Pandemie zu äussern: Ich schreibe für die NZZ. «Die Schulleitung empfiehlt weiterhin dringend das Tragen einer Maske in stark frequentierten Zonen wie den Korridoren und während der Pausen.» Die «Vorsichtswochen» sind beendet, und ich bin verwirrt. Ich sehe immer noch die Mehrheit der Schüler mit Masken herumlaufen, und ein Grundbedürfnis für klare Anweisungen scheint immer noch da zu sein. Wer hilft uns aus? Der Bundesrat? Na ja, der macht lieber ein Fotoshoot mit Impfgegnern. Ich erwarte nicht allzu viel. Während meine Kollegen, Lehrer und ich uns bemühen, dem Covid-Alltag zu entkommen, impfen sich Bürger*innen gar nicht erst. Hallo NZZ-Leser*in, impfen Sie sich bitte! Auch wenn Sie im Vorort von Hüntwangen leben und der einzige Besucher, den Sie haben, der Postbote einmal wöchentlich ist. An dieser Stelle ein Gruss an meine herzerwärmenden Verwandten: Dein Sohn kann nicht an die Uni, ohne sich zu impfen, Ruedi! (Fiktiver Name, bitte nicht Herrn Ruedi Gächter zuspamen.) Aber ich muss sagen, dass eure sozialdarwinistischen Vorschläge zur Bekämpfung der Pandemie durchaus unterhaltsam wären, wenn es nicht die Realität gäbe. Weil kein anderer aus meiner Klasse die Ausdauer für mehr als einen Oneliner zur Pandemie hatte, hier noch ein paar Zitate:

«Ich mag nicht mehr.»

«Die Eltern nerven noch mehr als sonst.»

«Für mich ist die Pandemie vorbei.»

«Nun bin ich geimpft, und jetzt will ich meine Privilegien.»

«Inzwischen ist mir jeder und alles egal, ich bin geimpft.»

«Hört endlich auf, das Thema auszuquetschen.»

Es kommt nix Neues mehr. Wirklich!»

«Liebe NZZ, habt ihr keine besseren Themen?»

2

Nation

Von Yasmina Mark

Ich habe ein Problem mit dem Wort «Nation». Meist ist es mit einem starken Gefühl für das Heimatland verbunden. Im Sinn von: Wir alle, die in der Schweiz leben, sind eine Nation. Wir fühlen uns zugehörig zu unserem Land und unserer Kultur. Wir sind stolze Schweizer.

Aber genügt es tatsächlich, hier zu leben? Was macht mich zu einer richtigen Schweizerin? Laut Verfassung reicht ein Pass. Im Alltag jedoch nicht. Um als Schweizerin wahrgenommen zu werden, braucht es auch ein bestimmtes Aussehen. Obwohl ich in der Schweiz aufgewachsen bin, einen Pass hier habe und fliessend Deutsch und Schweizerdeutsch spreche, reicht es nicht für das Label «Schweizerin». Stattdessen habe ich zwei Nationalitäten. Dennoch wird mir gesagt, ich hätte zwei halbe, nur damit der Herkunftskuchen schön aufgeht. Das ist aber nicht Division für Anfänger, über die hier entschieden wird, sondern meine Identität. Ich finde, dass ich nicht zwei halbe Identitäten habe, sondern zwei ganze. Muss aber sagen, dass Zahlen keinen Platz verdienen, wenn es um Zugehörigkeit und Identität geht. Wenn mich die Leute fragen, woher ich komme, antworte ich, dass ich hier lebe, in der Schweiz. Diese Antwort ist aber für die meisten nicht zufriedenstellend. Sie erwarten, von einem Land zu hören, in dem die Leute in Armut leben, aber das wenige, das sie haben, schätzen. Ich wette, dass du dich gerade fragst, woher ich wohl komme? Habe ich recht? Dachte ich mir schon. Ich kann also nie eine Schweizerin sein. Egal, wie fest ich versuche, mich anzupassen, für die Kategorie Schweizerin reicht es nie.

Ich habe im Internet nach «Nation» und «Ausmalbild» gesucht. Ich habe erwartet, dass es Bilder gibt, auf denen sich Kinder die Hände reichen und so eine Menschenkette um den Globus bilden. Jedes Kind sähe anders aus, und verschiedene Länder würden repräsentiert werden. Stattdessen sah ich Bilder von indigenen Völkern, die klischeehaft dargestellt wurden. Man sieht, dass Rassismus auch auf eine Art mit Nation zusammenhängt. Nation kann zusammenbringen oder abgrenzen. Und sie öffnet Raum für eine längst fällige Aufarbeitung und für eine Reise der Selbstreflexion. Ich wünsche dir viel Glück.

3

Gerechtigkeit

Von Maximilian Duss

Zu behaupten, dass ich ein Filmfan bin, wäre wohl eine ziemliche Unterbreitung. Obwohl ich für jede Art von Film zu haben bin, war ich doch immer vor allem von Actionfilmen fasziniert. Figuren wie James Bond oder Spider-Man, die das Gesetz in ihre eigene Hand nehmen, um dem Bösen die Stirn zu bieten, waren meine absoluten Idole. Doch wie sieht Gerechtigkeit in der realen Welt aus, und wie kann sie umgesetzt werden?

Der Wunsch nach Gerechtigkeit ist wahrscheinlich sehr alt, schon im Alten Testament wird von Blutrache gesprochen. Noch heute ist die Redewendung «Auge um Auge, Zahn um Zahn» geläufig, und bestimmt gibt es Leute, die genau das als gerecht bezeichnen würden. Wird ein Mas-

senmörder hingerichtet, hört man schnell einmal eine Aussage wie: «Das hat er verdient.» Andere würden wohl behaupten, dass jeder Mensch ein Anrecht auf das Leben besitzt und dieses auch auf Lebzeiten beibehält.

Die Auffassung von Gerechtigkeit hat sich im Lauf der Zeit verändert und variiert von Kultur zu Kultur. In der Schweiz ist die Todesstrafe bereits verboten, ein Mörder wird sein Leben hinter Gittern verbringen. Nochmals anders sieht die Sache für die Angehörigen des Opfers aus: Weder die Todesstrafe noch eine lebenslange Freiheitsstrafe ersetzt ihnen den Toten. Aus ihrer subjektiven Sicht kann es keine Gerechtigkeit geben.

Absolute Gerechtigkeit lässt sich niemals herstellen. Ob die Note 5, die

ich für meine Präsentation bekommen habe, gerecht ist, beurteile ich vielleicht anders als mein Lehrer. Und wenn ich in den Nachrichten von Unwettern und Naturkatastrophen höre, bei denen Tausende von Menschen sterben oder ihr Hab und Gut verlieren, frage ich mich: Wo bleibt da die Gerechtigkeit?

Wenn wir also ins Kino gehen, um uns Superhelden anzusehen, dann haben wir unter anderem deshalb Spass, weil im Film so eindeutige Verhältnisse herrschen: Der Held gewinnt, der Schurke bekommt seine gerechte Strafe. Wir bekommen Gerechtigkeit direkt auf die Leinwand gezaubert und werden dabei erst noch gut unterhalten. Im Alltag dagegen ist es viel schwieriger, Gerechtigkeit



auszumachen. Täglich fühlen sich Millionen von Menschen auf der Welt ungerecht behandelt, viele von ihnen zu Recht. Umso wichtiger ist es, dass wir Regeln und Gesetze aufstellen und mit unserem Rechtssystem zumindest grobe Ungerechtigkeiten wieder wettzumachen versuchen. Denn sonst würden wir ja alle wie irgendwelche Tiere leben.

Medien

Sina Celli

Das Bild eines toten Kleinkindes. Es wurde am Strand der türkischen Mittelmeerküste angeschwemmt. Das Foto schockiert mich. Doch darf es mich das überhaupt?

Wozu soll ich, die ich in einer privilegierten Gesellschaft lebe, schockiert sein von Medienberichten über das Schreckliche, das sich weit weg von mir ereignet und gegen das ich nichts tun kann? Was hat das tote Kleinkind mit mir zu tun?

Seit es das Internet gibt, wird alles viel schneller verbreitet als je zuvor. Alles endet im Netz. Einmal landete ich auf einem Video, auf dem sich jemand erschossen hatte. Die ständige Konfrontation mit solchen

Bildern härtet ab. Klar beschäftigte es mich für eine kurze Zeit, aber wirklich verstört hat es mich nicht.

Gegen die schlimmen Bilder, die wir täglich konsumieren, herrscht eine gewisse Immunität in den Köpfen der Leute. Menschen mögen Gewohnheiten und sind oft zu faul, um etwas zu ändern, auch wenn sie mit den schrecklichsten Bildern in Berührung kommen. Die Angst, aus seinem Schlaraffenland herausgerissen zu werden, ist riesengross. Wenn jedoch niemand mehr eine Reaktion auf schlimme Nachrichten zeigt, werden diese vielleicht zur Normalität. Wenn wir die Katastrophen, die sich auf unserer Welt

ereignen, sowieso schon erwartet haben, kann das daran liegen, dass wir die Welt als böse empfinden – und uns damit abgefunden haben.

Ich glaube, Betroffenheit ist da immer noch die bessere Reaktion auf schreckliche Nachrichten. Betroffen sein bedeutet, dass man sich aus seiner Traumwelt herausreissen lässt und vielleicht etwas zu ändern versucht. Nur schon die kleinsten Schritte, wie abzustimmen oder sich in einem Thema weiterzubilden, können helfen. Um diese Erkenntnis unter die Menschen zu bringen, braucht es die Medien – und vor allem auch Kriegsphotografie oder Katastrophenbilder. Man kann sich

viel weniger gut innerlich von ihnen distanzieren als von Texten.

Der zentrale Punkt ist, sich einzugestehen, wie gut wir es hier haben, aber dass es auch in unserer nahen Umgebung riesige Probleme gibt, zu deren Lösung wir etwas beitragen können. Das Leben kann dadurch weniger bequem werden, aber manchmal geht es einfach nicht anders.

Am Ende des Tages werden die Zeitungen, und sind auch die schlimmsten Bilder und Texte draufgedruckt, als Stopfmateriale verwendet, um irgendwelche Dinge in einem kleinen Päckchen in unserer gewohnten Welt versenden zu können.

Stil

Von Vincenzo Togni

«Mode chamer chaufe, aber Stil, das muen mer ha», singt ein Schweizer Musiker. Stil ist etwas sehr Persönliches und deshalb auch etwas, worüber wenig gesprochen wird. Über Trends tausche ich mich aus, sie sind klar definiert, ich kann sie mitgehen oder ignorieren. Stil jedoch definiert jeder für sich selbst, es gibt kein richtig oder falsch und selten Anlass, darüber zu streiten. Dennoch bestimmt er teilweise, mit wem ich mich anfreunde oder auch nur ins Gespräch komme, weil er nun mal doch über jede Person einen ersten oder zweiten Eindruck entstehen lässt.

Es gab Zeiten, da wollte ich Leuten zeigen, wieso gewisse Sachen stilvoll und gewisse stillos sind. Als ich dann einst mit meinem Grossvater über Stil diskutierte, sagte er mir, dass es absolut keinen Sinn hätte, über so etwas zu sprechen. Dies überraschte mich damals schon etwas, weil er sonst eine Person ist, die sehr starke und klare Meinungen hat, und ich gerade hier eine klare Meinung von ihm erwartet hätte. Immerhin hat er mir als Kleinkind schon gesagt, wie stillos es sei, wenn man nicht beide Hände auf dem Tisch hat beim Essen.

Anders als mein Grossvater finde ich, dass man hin und wieder über Stil reden und modische Grausamkeiten aufs Tapet bringen darf. Das ist kein Muss wie etwa Gespräche über wichtige politische oder gesellschaftliche Fragen, trotzdem soll es Platz dafür geben.

Ich persönlich ärgere mich zum Beispiel sehr über ein «Oh mein Gott» oder ein «Chill, chill» vor und nach jedem Satz, weil es mir zu 99 Prozent unnötig erscheint und schrecklich tönt. Gesprächen, in denen diese Redensarten vorkommen, gehe ich aus dem Weg – es sei denn, ich spreche es an und man versucht es danach zu minimieren.

Ob sich die Person dies dann wirklich zu Herzen nimmt, sei dahingestellt. Einen wirklich nachhaltigen Mehrwert gibt es selten. Man kann vielleicht gewisse Situationen erträglicher machen, riskiert aber dafür einen unangenehmen Disput, der nicht viel bewirkt: Niemand ändert seinen Kleidungsstil, seine Art zu reden oder seine Tischmanieren nur wegen eines, vielleicht sogar unfreundlichen, Hinweises. Also sollte man die Diskussion über Stil leider vielleicht einfach lassen. Denn Mode kann man immer kaufen, aber Stil muss man halt einfach haben.

Lohngleichheit

Von Tilla Gürtler

Bei der Arbeit gelten für verschiedene Menschen offenbar verschiedene Massstäbe, obwohl es doch gerade auch am Arbeitsplatz Zusammenhalt und Respekt braucht. Wenn man sich nicht respektiert und sich stattdessen gegenseitig diskriminiert, wie sollte man dann gemeinsam an einem Strick ziehen, produktiv sein, etwas auf die Beine stellen? Jede und jeder kann im Artikel 2.8 der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die für alle Schweizer Bürgerinnen und Bürger gilt, nachlesen, dass Frau und Mann gleichberechtigt sind und Anspruch auf gleichen Lohn haben. Der Artikel besagt Folgendes:

- 1 Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.
- 2 Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts.
- 3 Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.

Ebenfalls öffentlich zugänglich ist der Lohnrechner des Bundesamts für Statistik. Jeder und jede kann hier nachschauen, wie viel sie oder er später einmal unter gewissen Voraussetzungen – ein bestimmter Abschluss oder so oder so viele Berufsjahre – verdienen wird. Und dort sieht man, dass man als Frau unter den gleichen Voraussetzungen für die gleiche Arbeit weniger verdient, als wenn man ein Mann ist. Dies gilt auch für Schweizer Bürgerinnen.

Nun, ist das nicht widersprüchlich? So viel zu Geschlechtergleichberechtigung in der Schweiz. Wir Frauen können wahrscheinlich noch so oft demonstrieren, wie wir wollen, es nützt uns nichts, denn wir geben uns den Lohn nicht selber. Und solange nicht jemand, der den Lohn austeilte, sich an das Gesetz hält und Geschlechtergleichberechtigung wirklich durchzieht, wird nichts geändert. Also müssen wir alles dafür geben, dass die Menschen logisch denken, das Gesetz verstehen und sich daran halten. Und dann kümmern wir uns gemeinsam um das nächste Problem.



7

Natur

Von Andrin Suter

Auf die Frage, was ich unter dem Begriff Natur verstehe, kommt mir spontan in den Sinn, dass alles, was uns umgibt, woraus wir bestehen und sogar teilweise wie wir handeln, Natur ist. All diese Themen stehen in direkter Abhängigkeit zur Natur. Neben den vier Elementen, den Grundlagen unseres Lebens, bestimmt jene auch den genetischen Code, der uns zu Individuen macht. Er bestimmt zu einem beträchtlichen Teil, wie und was wir denken. Dahinter stecken unzählige kleine Wunder, die wir immer besser verstehen, aber niemals vollständig ergründen werden.

Die Natur bringt wieder und wieder neue, auf ihre eigene Weise einzigartige Lebewesen hervor. Von kleinen Einzellern, Bakterien und Parasiten über Archaeopteryx bis hin zu den grössten Fischen unserer Meere, den Walhaien. Wir, der Homo Sapiens, sind nur eine einzige Art aller unzähligen Bewohner, die jemals unseren Blauen Planeten bewohnt haben. Unterschiedlicher könnten wir Lebewesen kaum sein; und doch teilen wir alle denselben Grundcode.

Diese bunte und facettenreiche Natur zerstören wir; wir, der vermeintlich weise Mensch, der Homo Sapiens. Ausgerechnet wir, die von der Natur ein äusserst ausgeklügeltes Nervensystem geschenkt bekommen haben, sind daran, jene zu zerstören. Wollen wir dieses ausgesprochen grosszügige Geschenk wirklich dafür verwenden, unserer Urheberin aus dem Hinterhalt weitere Dolchstiche in den Rücken zu rammen? Die Polkappen schmelzen und setzen uralte Polareis-Viren und Bakterien aus anderen Zeitaltern frei, die Gefahrenherde für Pandemien darstellen, was mir ziemlich Sorgen bereitet! Gehen wir also lieber das Risiko ein, weitere Pandemien zuzulassen, oder im Frieden mit der Natur zu leben?

Wir können sicher sein, Mutter Natur wird sich gegen unser barbarisches Handeln wehren. Ihr geht es nicht um unsere Art, ihr Geschenk egoistischen Zwecken zu unterwerfen, sondern allein um die Erhaltung ihres Körpers, unserer Erde. Die Natur ist mächtig, in ihrem Waffenschrank stehen neben der Evolution auch die Gesetzmässigkeiten der Chemie und Physik. Sie ist zu kraftvollen, schrecklichen Erscheinungen befähigt, von Vulkaneruptionen mit gigantischen Infernos über Wirbelstürme bis zu den erwähnten Pandemien. Wollen wir also provozieren, dass die Natur Physik und Chemie gegen uns richtet?

Lasst uns gemeinsam im Einklang mit der Natur leben und sie nicht zerstören. Das Einzige, was wir vernichten können, sind unsere eigene Spezies und diejenigen Arten, die im Moment mit uns gemeinsam den Planeten bewohnen. Mutter Natur können wir nicht besiegen. Sie wird die Evolution aus ihrem Köcher ziehen und dafür sorgen, dass an unserer Stelle andere neue Arten den Planeten bewohnen, die mit den zukünftigen, aus dem Klimawandel resultierenden Temperaturen zurecht kommen. Noch bleibt die Möglichkeit zur Wende, doch unsere Sanduhr ist fast abgelaufen. Lasst uns den Klimawandel bremsen und für den weiteren Bestand unserer Art sorgen, wir müssen ja nicht als die einfältigen Egoisten, die ihr ausgeprägtes Hirn für die Vernichtung derselben verwendet haben, in die Geschichte unseres Universums eingehen.

8

Sexismus

Von Emilie van Kleef

«Es wird ein Mädchen!», verkündete die Frauenärztin meiner Mutter, als ich gerade mal so gross wie eine Zitrone war und noch nichtsahnend im Bauch meiner Mutter schlummerte. Ab diesem Zeitpunkt war mein Leben durch meine Intimorgane vorbestimmt. In den Vorstellungen meiner Eltern hatte ich von nun an lange Haare, trug Kleidchen, war sanft und ruhig. Vielleicht sahen sie mich sogar schon in der Position der sich liebevoll kümmernden grossen Schwester.

Und als ich dann auf die Welt kam, war alles so, wie sie dachten. Ich trug Rosa, ich spielte gerne mit Bäbi, und ich war lieb. Und es war meistens okay für mich. Ich habe es nie hinterfragt. Als meine Mutter dann erfuhr, dass sie schwanger war mit einem Sohn, wollte mein Vater sein Knie operieren, um mit seinem Sohn Fussball spielen zu können. Weshalb er das nicht schon bei mir gedacht hatte, weiss ich nicht.

Die Röckli mochte ich irgendwann nicht mehr so gern. Ab und zu versuchte man mich noch zu überreden, in ein Kleidchen zu schlüpfen, dann gab man es auf. Doch obwohl mein Bruder und ich nun beide Hosen trugen und ins Karate gingen, gab es Unterschiede zwischen uns.

Die fielen mir aber erst wirklich auf, als ich langsam erwachsen wurde. Da sagte mir ein siebenjähriges Mädchen in der Pfadi, dass sie Fussballspielen scheisse finde, das sei was für Jungs. Meine Französischlehrerin erklärte uns, dass den Mädchen das Brav- und Ruhigsein in die Wiege gelegt worden sei. Im Djembekurs in der Schule, da nahmen sie nur Jungs, und von meinen Freunden und Freundinnen hatten nur die Mädchen Babysitterinnenjobs. Ich hatte das Gefühl, dass es immer mehr von Bedeutung wurde, dass ich ein Mädchen war. Oder schon halb eine Frau. Auf jeden Fall weiblich. Und es störte mich.

Von da an wurden Sachen wichtig, über die ich mir vorher nie Gedanken gemacht hatte. Zum ersten Mal hörte ich: «Zieh dich nicht so an, man sieht zu viel Haut!», oder «So kannst du nicht rausgehen!» Und auf eine gewisse Weise hatten meine Eltern recht. Irgendwann konnte ich am Abend nicht mehr in einem kurzen Rock rausgehen, ohne dass mir nachgepfiffen wurde. Und die ganzen Sprüche, Pfiffe und Blicke waren extrem unangenehm. Das Unwohlsein danach blieb immer.

Allgemein war das Frauwerden für mich mit Unbehagen verbunden. Es gab so viele Regeln zu befolgen. Veränderungen, die mein Körper durchmachte, sollten eigentlich gar nicht sein. Dazu gehörten die Haare unter meinen Achseln und an den Beinen. Deshalb rasierte ich sie alle weg. Ich fand jedes Haar, das nicht ganz blond war, eklig. Und wenn ich einmal nicht alle Haare perfekt entfernt hatte und die Stopplern bemerkte, schämte ich mich. Ich schämte mich für die dunklen Haare, die mein weiblicher Körper wachsen liess, aber als zu männlich für mich galten.

Ich musste weinen, als ich das erste Mal Blut in meiner Unterhose und dem Klo sah. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Die Binden und die Tampons waren mir extrem fremd, und ich schämte mich für sie. In der Schule packte ich alles in ein extra Säckchen, damit es ja niemand sah. Mein grösster Albtraum war, dass ein Fleck durch meine Hosen drücken würde. Was dann kurz darauf auch geschah. Und obwohl das nun mehrere Jahre zurückliegt, erinnere ich mich genau daran. Ich lief den ganzen Tag mit einem Pullover um die Hüfte herum, in einer Riesenangst, jemand könnte das Blut bemerken.

Heute schäme ich mich nicht mehr für die Binden und Tampons. Und ich rasiere auch nicht immer meine Beine. Doch wenn mir jemand zu lange auf die haarigen Unterschenkel schaut, fühle ich mich immer noch, als hätte ich etwas falsch gemacht. Und dann die Pfiffe auf der Strasse, der Typ, der mich fragt, ob ich meinen Rock für ihn hochheben könne, oder jener, der mich wegen meiner schönen blauen Augen festhält, an all dem kann ich nichts ändern. Deshalb sollte noch viel geschehen. Weil auch ich als kleines Mädchen gern mit meinem Vater Fussball gespielt hätte, weil ich mit dreizehn gern gehört hätte, dass meine Körperbehaarung okay ist, und weil ich gern in der Nacht ohne Angst nach Hause lief.

Sinn

Von Sora Ritzmann

Wenn ich den Sinn des Lebens definieren müsste, dann wäre er, möglichst viel Glück in die Welt zu bringen, für mich selbst und für andere. Natürlich habe ich darüber nicht genug nachgedacht, um mit Menschen mitzuhalten, die sich ein Leben lang den Kopf über der Frage zerbrochen haben. Trotzdem: Ich finde, das ist ein ziemlich pragmatischer Ansatz.

Nun gibt es aber ein Problem: Ich lebe überhaupt nicht danach. Immerhin, ich selbst würde mich als ziemlich glücklich beschreiben. Aber Glück in die Welt bringen? Überlegen wir mal: Meinen Eltern bereite ich immer wieder Ärger, aber wohl mehr Freude, ebenso meiner Schwester. Meinen Freund:innen, hoffe ich – meinen Mitmenschen? Ich weiss es nicht. Dazu kommt, dass ich von vielen weiss, denen ich, wenn, dann Unglück bereite. Es ist ja auch eher schwer, in dieser langweiligen, gemütlichen, perfekten, aber ganz und gar nicht harmlosen Schweiz so zu leben, dass niemand – anderswo natürlich – deswegen leidet. Essen muss ja zum Beispiel gekauft werden, Kleidung. Und man weiss, dass irgendwo jemand diese Güter herstellen muss und dass die Produktion in den wenigsten Fällen auf gerechte Weise geschieht.

Man kauft von Labels, die es eigentlich besser machen müssten, es mindestens behaupten, lernt, dass sie nicht vertrauenswürdig sind. Regt sich auf, kauft die Labels doch, gegen das schlechte Gewissen, wenn ich viel Geld dafür ausgegeben habe, dann muss es doch gut sein, oder? Es gibt aber auch kaum Optionen, wirklich sicher zu sein, dass man niemandem schadet mit seinem Konsum. Beziehungsweise eigentlich weiss man immer, dass man irgendjemandem schadet, denn die Klimakatastrophe gibt es ja auch noch, und Konsum ist da nicht sehr hilfreich. Ausserdem weiss man aber auch, dass kein Konsum eigentlich auch keine Option ist, denn die Wirtschaft, wie gerne betont wird, ist so ziemlich unser ganzes Leben.

Wozu führt das Ganze also? Zu schlechtem Gewissen, zu Unglück und sonst zu gar nichts. Ich will nicht jammern, ich tue es trotzdem. Ich will niemandem Schlechtes tun, weder direkt noch indirekt, ich tue es trotzdem, beides. Was ich aber vor allem nicht will, ist, diesen Text darüber zu schreiben, wie arm ich bin, weil ich immerzu anderen schaden muss, und ich weigere mich jetzt, es zu tun.

Worüber schreibe ich also? Wir waren beim Sinn des Lebens, Definition siehe oben. Das Einfachste wäre jetzt, dem Sinn den Krieg zu erklären, einfach zu schreiben, dass sinnvolles Leben überbewertet sei und man sich keine Gedanken über die ganzen Probleme machen solle, weil man ja sowieso nichts ändern kann. Das wäre elegant, pointiert und angenehm beruhigend. Das ist aber leider überhaupt nicht, was ich tun will.

Ich finde nämlich meine Definition immer noch gut und habe auch vor, danach zu leben. Wenn ich wirklich nur das kaufe, von dem ich weiss, dass niemand darunter leidet, oder allerwenigstens nur das, von dem ich nicht weiss, dass es jemandem schadet – ausser, wenn es wirklich nicht anders geht –, dann löse ich bei mir selbst gleich noch das klimabedingte Konsumproblem. So viel gibt es nämlich gar nicht, was ich dann noch konsumieren könnte. Eine Wirtschaft, die ausbeutet, will ich ausserdem nicht unterstützen, von dem her ist das kein Argument.

Jetzt kann ich mich also zurücklehnen und auf die Kommentare darüber warten, wie eingebildet ich sei und dass ich das sowieso nur so sage und mich besser fühlen wolle. Klar können sich diese Einstellung nicht alle leisten. Und natürlich will ich mich besser fühlen, das ist der ganze Sinn dieser Überlegungen. Aber nicht besser als andere, sondern nur besser, als ich mich fühle. Und natürlich werde ich es auch niemals ganz schaffen, denn es ist einfach zu leicht, sich nicht ständig zu hinterfragen. Aber ich habe den festen Vorsatz, und ich weigere mich, mich dem «vollständig geht nicht, darum probier's schon gar nicht» zu ergeben.

Sie sehen also, ich habe mir doch ziemlich viele Gedanken zu meiner Definition gemacht. Weil ich nicht einfach gefragt wurde, sondern mich selbst gefragt habe und mich nicht mit einer Floskel zufriedengeben will. Und dies, hoffe ich, tun jetzt auch Sie.



Sex

Von Paula Scharrer

Politik ist geil.
Sex ist Politik.
Politik ist Sex.
Sex ist politisch.
Das war's schon immer.

Schon immer spürte ich die Blicke der Passanten, sobald ich die Hand meiner Freundin hielt, und die Wut gegenüber dem Typen, der sich trotzdem an sie ranmachen wollte, als gäbe es mich nicht, und die Frustration darüber, dass es immer noch Menschen gibt, die ein Problem damit haben, wenn sich zwei Männer in der Öffentlichkeit küssen, oder die einem gleichgeschlechtlichen Paar keine Elternschaft zutrauen. Und schliesslich das Entsetzen darüber, dass Menschen wie ich an anderen Orten der Welt für ihre Liebe verfolgt, gefoltert und ermordet werden.

Ich habe hier ausschliesslich über Queersex beziehungsweise queere Liebe geschrieben, da Sex gerade dann politisch ist, wenn es sich nicht um «normalen» Sex handelt. Von dem Moment an, wo sich Schweizer Durchschnittsbürger nicht mehr vorstellen können, was zwei Personen genau miteinander im Bett tun, bekommt Sex die Vorsilbe Queer, wird politisch relevant und dadurch öffentliches Gut. Auch wenn sie vorgeben, sich nicht dafür zu interessieren, was andere im Schlafzimmer treiben, ist es jetzt total okay, zu fragen, wie das genau funktioniert, wer welche Position übernimmt, wer dominanter ist, und es ist legitim, andere aufgrund der Antworten auf ebendiese Fragen zu verurteilen.

Man stelle sich vor, irgendjemand hielte ein heterosexuelles Paar auf der Strasse an, um zu fragen, was wer im Bett bevorzugt und ob das überhaupt machbar sei. Eine absolut absurde Vorstellung, die aber durch diese kleine Vorsilbe Queer legitimiert wird. Generell sind diese Vorsilben ein unglaubliches Machtmittel. Sie wirken nicht nur als Legitimation, sondern auch als Diskreditierung und als Möglichkeit zur Abgrenzung.

Gerade in der aktuellen Debatte um die «Ehe für alle» werden Vorsilben dieser Art inflationär verwendet: Regenbogen-, Queer-, Homo-, Gay-.

Natürlich bin ich grundsätzlich sehr froh, dass diese Diskussion endlich geführt wird, jedoch wird sie nicht korrekt geführt, wenn eine Regenbogenfamilie nicht einfach eine Familie, Homo-Ehe nicht einfach Ehe und Gaysex nicht einfach Sex sein kann.

Und solange es eine politische Handlung oder zumindest ein politisches Zeichen bleibt, dass ich meiner Freundin die Hand gebe, wenn wir in der Stadt spazieren gehen, solange ich nicht ohne Vorsilben heiraten kann und solange meine zukünftigen Kinder Regenbogenkinder sind, werde ich nicht aufhören, mit meinem Queer-Schreibstil und meiner Homo-Politik in die Hetero-Welt einzutreten und vor all die strahlenden Füsse zu spucken und dafür zu kämpfen, dass ebendiese auch nur Füsse in einer Welt ohne Vorsilben werden. Weil Sex geil ist.

Und Politik auch.
Solange beides voneinander getrennt bleibt.

Freiheit

Von Selma Graf

Ich wollte zum Thema Natur schreiben, aber es war schon weg. Freiheit war noch verfügbar. Darum verbindet sich in diesem Text die Freiheit mit der Natur. Und um den Sinn des Lebens geht es darin auch ein wenig. Ich sitze auf der Holzbank an einem langen rustikalen Tisch. Ein warmer Windhauch streift meine leicht gebräunte Haut. Weit und breit sieht man nichts als grünbraune Felder und Bäume. Ab und zu ein Sonnenblumenfeld und Weinberge. Die Hügellandschaft kommt mir vor wie ein Gemälde aus der Romantik, fast ein bisschen kitschig. Ich atme tief ein und aus, ein und aus. Alle negativen Gedanken und Erfahrungen blende ich aus. Ich konzentriere mich auf das Jetzt. Zu oft denke ich an die Vergangenheit zurück und stelle mir hypothetische Fragen wie, was wäre wenn oder hätte ich doch nur. Oder ich denke an die Zukunft und habe Angst. Ich habe das Gefühl, ich müsse mein Leben planen, den Sinn des Lebens suchen, einen bestimmten Weg gehen, auf dem ich niemanden enttäusche, einen Weg, der von mir erwartet wird, selbstverständlich ist. Mit meinen achtzehn Jahren spüre ich den Druck, der auf mir liegt, und gleichzeitig aber auch, wie frei ich eigentlich bin.

Ich fokussiere mich auf den Wind, die Landschaft, das Gras, das Holz unter meinen Beinen, den Boden an meinen Füßen. Ich nehme die Wärme wahr, die Töne um mich herum. Es gibt so viel zu hören. Ein Rascheln im Gras, ein weit entfernter Traktor, dumpfe freudige Stimmen im Haus. Besonders die Grillen fallen mir auf. Wenn man genau hinhört, sind sie laut und unangenehm. Ich nehme all diese Geräusche auf.

Freiheit erlebe ich auch beim sogenannten «Earthing». Ich laufe gern barfuss und spüre die Verbindung zur Erde. Oder liege einfach im Gras, fühle es am Körper, berühre es mit den Händen wie ein Kleinkind, das die Welt erforscht. Manchmal klappt es nicht so gut. Ich lasse mich ablenken und denke, was machst du überhaupt, was bringt dir das? Aber das ist okay, manchmal geht es besser, manchmal schlechter.

Ich nehme meine Umgebung wahr, konzentriere mich auf das Jetzt. Ich bin glücklich und freudig. Ich lasse schöne Erinnerungen in mir aufblühen und die Gegenwart auf mich wirken. Es ist der Sinn im Unsinn. Ich bin genug, ich bin schön, ich bin wertvoll und frei, und du bist es auch.

Tod

Von Alessandro Lanfranchi

Eigentlich finde ich den Tod gar nicht so schlimm. Schock. Jetzt sind Sie vielleicht verwundert, fragen sich, ob alles in Ordnung ist, ob es mir gut geht. Aber ich kann Ihnen versichern, dass ich mit beiden Beinen im Leben stehe. Den Tod nicht schlimm zu finden, bedeutet nicht, das Leben nicht zu schätzen.

Ich frage mich oft, ob der Tod wirklich immer so negativ bewertet werden muss. Wir wissen nicht, was nach ihm kommt. Jedes Ende kann auch ein Neuanfang sein. Das ist ja das Paradoxe am Tod. Wo etwas wekommt, ist auch wieder Platz für Neues. Wenn ein grosser alter Baum stirbt, dann macht dieser wieder Platz für neue junge Bäume. Er dient zudem den ganzen Käfern und Würmern als Nahrung. Oder das ganze Prinzip der Organspende. Man kann nach dem Tod das Leben eines anderen retten: ein Gedanke, den ich wundervoll finde.

Ich werte den Tod darum nicht und habe auch keine Angst vor ihm. Ich kann die Angst aber verstehen – die Angst vor dem Unbekannten, Ungewissen, die Angst vor dem Nichts. Ich bin jung, und der Tod ist aus meiner Perspektive noch recht weit weg. Zudem gibt es heute Technologien, die ihn noch weiter wegrücken lassen. Sind wir irgendwann unsterblich? Das fände ich schrecklich. Vielleicht der zweite Schocker in diesem Text. Um das zu erklären, bietet sich ein kleines Gedankenexperiment an. Nehmen wir an, niemand würde mehr auf natürliche Weise sterben. Klingt irgendwie verlockend. Aber ist nicht unsere Welt schon heute am Anschlag mit der Menschheit? Der natürliche Tod wäre verschwunden, aber Menschen müssten trotzdem sterben, um eine Überlastung der Erde zu verhindern (was die Ausrottung des Lebens bedeuten würde). Müssten dann wir Menschen selbst entscheiden, wer sterben muss? Ein moralisches Dilemma, das ich nie erleben will. Der Tod ist die neutralste Sache, die es gibt, denn früher oder später sind wir alle dran. Vor dem Tod sind wir alle gleich. Memento mori – bedenke, dass auch du sterben wirst.

Lesen Sie weitere Aufsätze
auf nzz.as/aufsatz

Konsum

Von Melinda Weiss

Die Lunge ist ein überlebenswichtiges Organ. Die Lunge der Erde ist 8674 Kilometer von uns entfernt. Als Lunge der Erde wird plakativ der Regenwald in Brasilien bezeichnet. Ist das nicht eine unfassbare Vorstellung, dass der Regenwald im Amazonasgebiet einen spürbaren klimatischen Einfluss auf die ganze Welt hat? Denn könnten wir es uns vorstellen, sässen wir längst in einem Flugzeug nach Manaus und löschten die dortigen Waldbrände. Aber wir spüren es nicht, unsere Lungen scheinen nicht betroffen zu sein. Die systematische Rodung für die Massenproduktion weltweit gefragter Güter, wie etwa Palmöl, ist höchst umstritten.

Doch ist der Verzicht auf unzählige Kosmetika und Lebensmittel, die Palmöl enthalten, nicht im Clinch mit dem intrinsischen Willen des Menschen, frei entscheiden zu können, wenigstens bei der Wahl von klassischer Nutella oder einer Alternative dazu ohne Palmöl? Es gibt natürlich auch die Bio-Palmöl-Variante – ist das nicht ein Oxymoron? Kann Palmöl überhaupt wahrhaft biologisch sein?

Kauft man ein Bioprodukt im Supermarkt, hat man das Gefühl, ökologisch zu handeln. Zu Recht? Da die Zulässigkeit von Biozertifikaten in verschiedenen Ländern unterschiedlich gehandhabt wird, ist Bio relativ.

Ist Bio eine Marketing-Masche? Etwas zu kaufen, das mit diesem grünen, gesund wirkenden Schriftzug versehen ist, fühlt sich gut an. Man hat ja etwas für die Umwelt getan, etwas Gutes. Inwiefern diesen kleinen Massnahmen Erfolg beschieden ist, steht in den Sternen. Und zu predigen, päpstlicher als der Umwelt-Papst zu leben, nützt auch nichts. Denn dies stösst zu Recht lediglich auf starken Gegenwind. Wir fliehen in die Wälder, um die durch unsere von der unreinen Luft in den Städten erschöpfte Lunge zu lüften. Die Natur wiederum schreit um Hilfe und schleudert uns unzählige Naturkatastrophen entgegen. «Jetzt

geh in dein Zimmer, und denke darüber nach, was du angerichtet hast!» Vielleicht will uns die Erde mit der Covid-19-Pandemie genau diese Nachricht übermitteln. Der Mensch möchte frei sein, er nimmt sich jedoch seine Freiheit, indem er diejenige der Natur zerstört. Es ist schön zu beobachten, dass viele Menschen im Alltag auch im Kleinen gerne mal zu umweltfreundlichen Alternativen greifen. Das erinnert mich an die Theorie des Schmetterlingseffekts:

Ein Flügelschlag eines Schmetterlings kann einen Taifun auslösen – dann muss er meiner Meinung nach auch die Welt verbessern können.